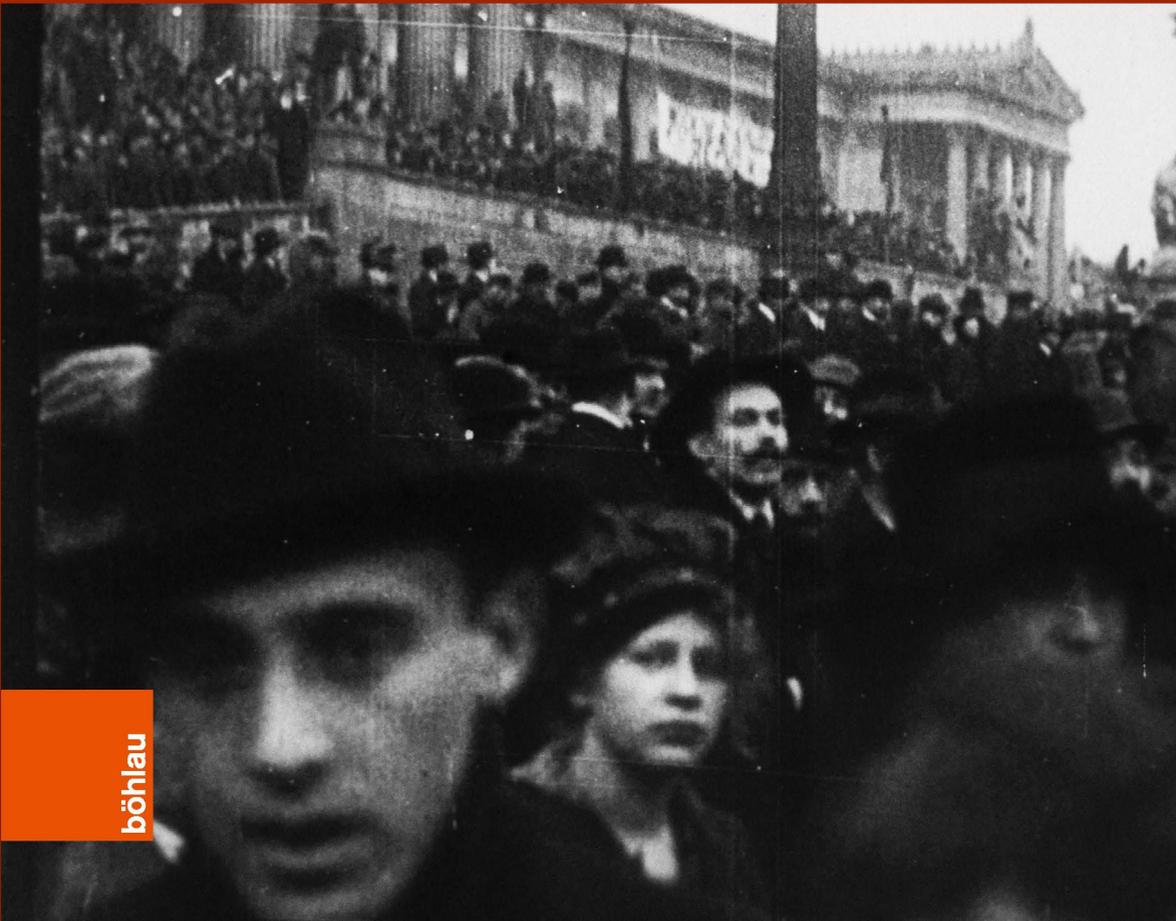


NORBERT CHRISTIAN WOLF

REVOLUTION IN WIEN

*Die literarische Intelligenz im
politischen Umbruch 1918/19*





Norbert Christian Wolf, Revolution in Wien

Norbert Christian Wolf

REVOLUTION IN WIEN

Die literarische Intelligenz im politischen Umbruch
1918/19

BÖHLAU VERLAG WIEN · KÖLN · WEIMAR



Gefördert von der Kulturabteilung der Stadt Wien, Wissenschafts- und Forschungsförderung

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2018 by Böhlau Verlag Ges.m.b.H & Co. KG, Wien, Kölblgasse 8–10, A-1030 Wien
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf der vorherigen
schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildungen: Ausrufung der Ersten Republik
© Sammlung Österreichisches Filmmuseum

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig.

Korrektur: Vera Schirl, Wien
Einbandgestaltung: Michael Haderer, Wien
Satz: Michael Rauscher, Wien

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-205-20078-9

Inhalt

DANKSAGUNG	7
DAS FALLEN DER KOKARDEN. EINFÜHRUNG	9
Die geschlagenen Mittelmächte. Allgemeine Rahmenbedingungen	17
Der »Staat, den keiner wollte«.	
Besonderheiten der österreichischen Situation	20
DIE ›ÖSTERREICHISCHE REVOLUTION‹ DER LITERATEN IM SPIEGEL VON PRESSE, LEBENSGESCHICHTLICHEN ZEUGNISSEN UND ERINNERUNGEN . . .	27
»Wir werden den Kampf gegen den jetzigen Nationalrat führen«.	
Gründung der Wiener Roten Garde	28
»Gegen die Feinde aus dem Lager aller Parteien«.	
Zur Programmatik der Roten Garde	47
»Das Gefühl, daß nirgends Plan und Wille herrscht«.	
Desillusion aktivistischer Erwartungen bei Musil und Müller	54
»Geist vom Geiste des Expressionismus«.	
Kischs revolutionärer Aktionismus und Werfels ekstatische »Raserei« . . .	61
»In aller Ausführlichkeit und mit der nötigen Heldenpose«.	
Kischs Werbefeldzug für die Rote Garde	73
»Ein Karl-May-Coup von Lektüre-Extremisten«.	
Scharmützel um die Republikausrufung	88
Dumme Operette oder »Demütigung eines vorlauten Organes«?	
Die Besetzung der <i>Neuen Freien Presse</i>	109
»Die Wiener ›Rote Garde‹. Eine Gründung der Prager Kaffeehausliteraten«? Publizistische Attacken	120
»Der Kampf gegen den Operettengeist«.	
Bleis Inszenierung eines Theaterskandals	144
»Begräbnis der lebendigen Volkswehr«. Ernüchterung und Enttäuschung, Teilung der Roten Garde, Rückzugsgefechte	156
»Urlaub von der Politik«.	
Die Polemik um Kischs Abschied aus der Roten Garde	168

DIE ›ÖSTERREICHISCHE REVOLUTION‹ IM SPIEGEL DER LITERATUR	181
»Ein Bastard aus Wiener-Strizzitum und jüdisch-demagogisch-bösartiger – Activisten Wirkköpferei«. Revolution im Tagebuch (Arthur Schnitzler und Leopold von Andrian)	181
»Es lebe der Kommunismus und die katholische Kirche!« Revolution im Journal (Franz Blei und Albert Paris Gütersloh)	196
»Das gute österreichische Revolutionöchen strich in einem sanften Winde«. Revolution in Memoiren (Franz Blei und Robert Neumann)	203
»Wenn Teufel zu Gegnern sie hätten, ihr Herz fällt nicht in die Schuh«. Revolution in der Reportage (Egon Dietrichstein)	210
»Jedes Geschlecht hat die Revolution, die es verdient«. Revolution im Feuilleton (Hermann Bahr und Joseph Roth)	219
»Ich schreib's noch heute der Mama nach Prag«. Revolution in Anekdoten (Friedrich Torberg)	232
»Idiotische Schießereien vor den Gebäuden der Macht«. Revolution im Roman I: Elegie (Franz Werfel)	234
»Wien erlebte nun seinen unästhetischsten Tag«. Revolution im Roman II: Satire (Karl Paumgartten)	257
»Ein einmaliger, restloser Sieg des Literaturcafés über die Straße«. Revolution als Posse (Anton Kuh)	266
»Wien weint hin im Ruin«. Revolution der Lyrik, Gedichte über den Umsturz (Konrad Paulis, Ernst Angel, Albert Ehrenstein und Hugo Sonnenschein)	275
»Die Verwandlung des Kriegspressequartiers in eine Rote Garde«. Revolution in der Polemik (Karl Kraus)	287
 KEINE WIENER REVOLUTIONSLITERATUR VON RANG? SCHLUSSBEMERKUNG	307
 ANMERKUNGEN	310
 LITERATURVERZEICHNIS	342
 ABBILDUNGSNACHWEISE	359
 PERSONENREGISTER	360

Danksagung

Die Erarbeitung des vorliegenden Buchs wäre ohne das von der Österreichischen Nationalbibliothek als deren »virtueller Zeitungslesesaal« betriebene Internetportal *ANNO – AustriaN Newspapers Online. Historische österreichische Zeitungen und Zeitschriften online* (<http://anno.onb.ac.at/>) nicht möglich gewesen. Maßgebliche Informationen verdankt es darüber hinaus dem von Primus-Heinz Kucher (Universität Klagenfurt) im Rahmen zweier FWF-Projekte eingerichteten und geleiteten Internetportal *ÖSTERREICHISCHE KULTUR UND LITERATUR DER 20er JAHRE – transdisziplinär. Epochenprofil zu Aspekten der Literatur, Kunst und (Alltags)Kultur der österreichischen Zwischenkriegszeit* (<http://litkult1920er.aau.at/>). Ein besonderer Dank gebührt Harald Gschwandtner, der die Entstehung des Manuskriptes sachkundig begleitet, die einzelnen Kapitel kritisch gelesen, korrigiert, intensiv kommentiert und das Register erstellt hat, sowie dem hervorragenden Korrektorat durch Vera M. Schirl. Den Hörerinnen und Hörern eines Seminars im Wintersemester 2015/16 und einer Vorlesung im Wintersemester 2016/17 an der Universität Salzburg zum Thema des Buchs danke ich für Diskussionen und Hinweise, den mir nahestehenden Menschen sowie manchen Kolleginnen und Kollegen für ihre Geduld mit mir in der sehr knappen Zeit der Niederschrift.

Salzburg, im Mai 2018
Norbert Christian Wolf

Das Fallen der Kokarden. Einführung

Spätestens seit Claudio Magris' Untersuchung über den ›habsburgischen Mythos‹ gelten die österreichische Literatur und ihre Autoren gemeinhin als harmoniesüchtig und rückwärtsgewandt.¹ Einen Zeitraum, für den diese Diagnose bestimmt nicht zutrifft, behandelt dieses Buch: Im Herbst und Winter 1918/19 beteiligten sich in Wien prominente Literaten in öffentlich sichtbarer Position an den politischen Aktivitäten, die zum Ende der Habsburgermonarchie sowie zur Ausrufung der Republik (Deutsch-)Österreich führten. Ähnlich wie ihre Münchner Kollegen engagierten sie sich für eine auch soziale Revolution und hatten damit Teil an jener damals neuartigen Konversionsbewegung europäischer Intellektueller zum Kommunismus, die der britische Historiker Eric Hobsbawm für die Zeit während und nach dem Ersten Weltkrieg diagnostiziert hat.² Zum ersten Mal seit 1848 standen in Wien Schriftsteller wieder selbst im Zentrum des historischen Geschehens.

Generell kennt die neuere deutschsprachige Literatur-, Kultur- und Gesellschaftsgeschichte wohl keinen anderen epochalen Einschnitt, der so weitreichende und tiefgreifende mentale Folgen gehabt hat wie der Untergang der Monarchien am Ende des großen Krieges. Dies wird in der Literatur schon von den Zeitgenossen selbst, aber auch aus der Distanz des Rückblicks kritisch reflektiert. Bereits der sozialdemokratische Vordenker Otto Bauer hat vorgeschlagen, »den Niederschlag dieser schnellen Entwicklung der Stimmungen der bürgerlichen Intelligenz in der österreichischen Literatur zu verfolgen.«³ In diesem Sinn untersucht die vorliegende Studie in einem ersten Teil biographische Quellen wie Briefe, Notizen und Tagebucheinträge aus der Umbruchszeit, in einem zweiten Teil darüber hinaus literarische Texte im engeren Sinn wie Gedichte, Erzählungen, Romane und Essays bekannter und weniger bekannter Autoren, die zum Teil erheblich später entstanden sind. Behandelt werden u. a. – in alphabetischer Reihenfolge – Texte von Leopold (von) Andrian, Ernst Angel, Hermann Bahr, Franz Blei, Albert Ehrenstein, Albert Paris Gütersloh, Egon Erwin Kisch, Karl Kraus, Anton Kuh, Alma Mahler(-Werfel), Robert Müller, Robert Musil, Robert Neumann, Joseph Roth, Arthur Schnitzler, Hugo Sonnenschein, Friedrich Torberg, Franz Werfel und Berta Zuckerkanndl.

In seinem Buch *Leben in dieser Zeit. Sieben Fragen zur Gewalt* berichtet der 1905 geborene Schriftsteller, Philosoph und Sozialpsychologe Manès Sperber von einer Begebenheit aus seiner Kindheit, die den damals Zwölfjährigen stark beeindruckt und nachhaltig beschäftigt hat.⁴ Zunächst gibt er ein plastisches Bild von den chaotischen Verhältnissen der letzten Kriegstage in Wien:

Es war im Jahr 1918, am Vormittag des ersten oder zweiten November, auf einem Bahnsteig des Wiener Nordbahnhofs. Seit einer Woche trieb ich mich dort herum, verbrachte meine Zeit mit bald hoffnungsvollem, bald verzweifelterm Warten. Mein Vater hatte seine Heimkehr angekündigt, doch die Unordnung im Zugverkehr war chaotisch geworden, Fahrpläne galten nicht mehr. Der Vater mochte in der nächsten Minute oder erst nach Tagen eintreffen.⁵

Der Bahnhof verlor seine vertraute Funktion als Raum des Transitorischen zwischen Fern und Nah sowie als Ort der beständigen Bewegung. Angesichts der Unzuverlässigkeit sämtlicher Fahrpläne wurde er nunmehr zum Wartesaal eines zeitlich unabsehbaren Aufenthalts zahlloser Gestrandeter aus allen – insbesondere den östlichen – Teilen der untergehenden k. u. k. Monarchie, mithin zu einem Ort des passiven Verweilens, der Immobilität und Statik. Unter den zahlreichen, ungewiss und unverrichteter Dinge wartenden Menschen befand sich auch der junge Sperber, der die Szenerie der von ihm in der Folge berichteten unerhörten Begebenheit recht ungemütlich schildert:

Es war gegen elf Uhr vormittags, ein kalter Wind blies über die Bahnsteige, doch verminderte sich die Zahl der Leute nicht, die auf Züge warteten, die nicht ankamen oder nicht abfuhren, auf Urlauber, die vielleicht nicht mehr lebten, auf Verwandte, die auf einer Umsteigestation steckengeblieben waren. Die meisten aber waren Soldaten auf dem Weg zu ihren Einheiten; sie hatten es nicht eilig, lungerten herum und fanden sich mit der Verspätung gerne ab.⁶

Während die Soldaten keine Eile hatten, noch einmal an die Front zu gelangen, wo sie der ›Heldentod‹ in einem längst verlorenen Weltkrieg bedrohte, erfuhren die ausharrenden Zivilisten den Niedergang der Habsburgermonarchie gleichsam körperlich, indem sie frierend das Nicht-mehr-Funktionieren des auf deren Hauptstadt sternförmig zulaufenden Eisenbahnnetzes erlebten. Dem Ankommen eines Zuges konnte nicht mehr wie sonst ganz selbstverständlich entgegengesehen werden, sein schließliches Erscheinen wurde nun sogar an einem Hauptstadtbahnhof zu einem besonderen Ereignis, das sich durch die daran anschließenden merkwürdigen Vorkommnisse auf dem Bahnsteig in das Gedächtnis des kindlichen Beobachters nachgerade einbrannte:

Endlich traf ein Zug ein. Ihm entstiegen hauptsächlich Militärpersonen, unter ihnen ein Hauptmann, gefolgt von seinem Diener, dem er mit barschen Worten immer wieder vorwarf, nicht schnell genug zu laufen. Der ›Putzleck«, wie man in der K. und K. Armee solche Diener nannte, bot einen zugleich lächerlichen und



Abb. 1: Zug mit demobilisierten Kriegsheimkehrern, 1918

empörenden Anblick. Auf dem Rücken trug er zwei übervolle Rucksäcke und in jeder Hand zwei sichtbar schwere Koffer. Trotz der Kälte bedeckte Schweiß das Gesicht des Atemlosen, der mit gebeugtem Rücken immer schneller voranzukommen suchte. Er wiederholte ununterbrochen: »Melde gehorsamst, ich komm schon, melde gehorsamst ...« Da vertrat ihm plötzlich ein junger Soldat den Weg, riß ihm die Koffer aus der Hand und sagte: »Kamerad, was rennst Du so? Hast ja viel Zeit. Wir alle haben viel Zeit.«⁷

Nicht von ungefähr sind es gerade die verbürgten Vorstellungen von Zeit, die jetzt in Frage gestellt oder gänzlich erschüttert scheinen. Deutlich wird dabei, dass und inwiefern das Verfügen über Zeit eine Frage von Macht oder Ohnmacht darstellt. Ein bestehendes Machtgefälle äußert sich auf besondere Weise im Warten und Wartenlassen.⁸ Es kann – und das ist im Folgenden zentral – von einem Augenblick zum nächsten kollabieren bzw. in sein Gegenteil umschlagen:

Der so Angesprochene versuchte, durch Zeichen vor seinem Offizier zu warnen, der sich ja hätte umdrehen können. Das geschah auch unverzüglich. Der Hauptmann kam eilends auf die beiden zu und wurde sofort einer unfassbaren Ände-

rung gewahr: Von der Kappe des jungen Soldaten war die kaiserliche Kokarde verschwunden und durch ein Bändchen mit den polnischen Nationalfarben ersetzt worden. Das war ein sicheres Zeichen der Meuterei. Er öffnete weit den Mund, wie um einen wütenden Schrei auszustoßen, doch blieb er stumm: Das entsetzte Staunen machte ihn sprachlos.⁹

Das Verschwinden der kaiserlichen Kokarde, also eines in der Regel runden Hoheitsabzeichens, das auf den Uniformen oder den dazugehörigen Mützen der Soldaten angebracht war, signalisiert eine vollendete Implosion gesellschaftlicher Hierarchien, die vordem für unerschütterlich galten. Der bis dahin gegenüber seinen Untergebenen geradezu allmächtige Hauptmann erscheint nicht nur geschwächt, sondern mit einem Schlag vollkommen machtlos gegenüber den ihn verhöhnenden einfachen Gefreiten:

Andere Soldaten kamen heran, einer von diesen schlug dem Offizier die Mütze vom Kopf, fing sie auf und entriß ihr die Kokarde, die er spielerisch auf das Gleise hinunterwarf. Der Hauptmann griff zum Säbel, schon hatte er ihn halb aus der Scheide gezogen, als sein Diener, der noch eine Minute vorher als ein willenloses Lasttier gehorsam hinter ihm hergelaufen war, mit einer behenden Bewegung die Rucksäcke von sich warf und nun aufrecht, größer als sein Herr, ihm zwei schallende Ohrfeigen versetzte. Dem Hauptmann ging's plötzlich auf, daß etwas Unheimliches, Unahnbares geschehen war und daß er da einer Übermacht begegnete, die so unberechenbar gefährlich sein mußte wie die Untiere in den Alpträumen. Mit einem Sprung war er unten zwischen den Gleisen, lief zum gegenüberliegenden Bahnsteig und verschwand durch eine Seitentür. Ihn begleitete das laute Gelächter der Meuterer.¹⁰

Die scheinbar aus dem Nichts kommende, plötzliche Verwandlung des bis dahin untertänigst gebückten ›Putzflecks‹ von einem ›willenlosen Lasttier‹ zu einem gewaltbereiten Hünen vermittelte nicht nur dem unvorbereitet gedemütigten Offizier, sondern auch dem zwölfjährigen Manès die ›unheimliche‹ Erfahrung eines so unvermittelten wie radikalen Zerfalls der Macht. Wie konnte das geschehen, wie konnte eine vordem für ehern geltende Autorität wie die des militärisch Vorgesetzten so restlos kollabieren, dass die Machtverhältnisse mit einem Schlag nicht bloß aufgeweicht, sondern nachgerade invertiert waren und dass die beteiligten Menschen einer unerklärlichen Charakterveränderung unterlagen? Manès Sperber beschrieb das von ihm kolportierte Ereignis als historischen Vorgang, der die Kontingenz von Geschichte offengelegt habe:

Der dreizehnjährige [recte: noch zwölfjährige, N.C.W.] Zeuge dieser Szene, die sich rasend schnell abgespielt hatte, erfuhr in dieser Minute, daß die Geschichte solch einfache Sprache benutzen und sich in so einfachen Gesten wandeln konnte. Denn dies war einer der Augenblicke, in denen das Kaiserreich, wehrlos wie ein Sterbender, unterging und die Krone einer 650jährigen Dynastie zu Boden rollte. Und man konnte sich nicht vorstellen, daß sich einer nach ihr würde bücken wollen.¹¹

Besonders interessiert sich der Sozialpsychologe Sperber für die Plötzlichkeit dieser Erosion der Macht, die über den singulären Vorfall hinaus exemplarische Bedeutung für das beanspruchen kann, was während einer Revolution in der gesamten Gesellschaft vor sich geht:

An dieser Bahnsteig-Szene, die sich ähnlich in jenen Umsturztagen wohl vielenorts wiederholt hat, ist in erster Linie bemerkenswert die blitzschnelle Metamorphose der realen Machtverhältnisse nach der Zerstörung der scheinbar festgefügtten, unabänderlichen Beziehung zwischen Herrschenden und Beherrschten. Der Diener, der, ohne das Dazwischentreten der anderen wohl Stunden, Tage vielleicht sein Leben lang hätte fortfahren können, ein ›Melde gehorsamst‹-Untertan zu sein, verwandelt sich zu seiner eigenen Überraschung plötzlich in einen Rebellen; der Herr aber verkümmert zum eigenen Schatten, der im Nichts verschwindet.¹²

Sperber versucht den Vorgang, der einer veritablen ›Transsubstantiation‹ aller beteiligten Akteure gleichkommt, sodass das bisherige Herr-und-Knecht-Verhältnis auf den Kopf gestellt erscheint, als »psychologische[n] Umwälzungsprozeß« zu deuten; dieser könne bei Augenzeugen Schadenfreude auslösen, besitze jedenfalls »den symbolträchtigen Charakter schicksalhafter Vorgänge« und habe folgende Voraussetzung:

Seit Jahrtausenden vollbringen Menschen in ihren Tagträumen die befreiende Tat, dank der der Putzleck nicht nur die Bürde der Tornister, sondern auch die degradierende Last der Vergangenheit abwirft. Damit dieser Traum Wirklichkeit werde, bedarf es eines noch erstaunlicheren Geschehnisses: Die Macht muß plötzlich so hilflos werden wie ein verlorenes Kind im Sturm der Zeiten. Das jämmerliche Schauspiel der sozusagen verwaisten Macht erlebte man zuerst im zaristischen Rußland und – anderthalb Jahre später – in Deutschland, in Österreich-Ungarn und in anderen Monarchien. Man sah Giganten zusammenbrechen, weil ein Strohalm sie unsanft berührt hatte.¹³

Weshalb die Macht aber »plötzlich so hilflos« wurde »wie ein verlorenes Kind im Sturm der Zeiten«, bleibt in dieser Interpretation im Dunkeln. Sperbers vorläufige, nach seiner Abkehr vom Marxismus infolge der stalinistischen Säuberungen im Jahr 1937 aber wieder verworfene Deutung ist einerseits noch merklich vom frühen Schockerlebnis diktiert, andererseits vom etwas naiven Optimismus des überzeugten Kommunisten, der er spätestens von 1927 bis Mitte der dreißiger Jahre war. Sie klingt vergleichsweise eindimensional:

Die begeisternde Leichtigkeit des Umsturzes erlaubte keinen Kleinmut mehr. Wer zögerte und darauf hinwies, daß man der Entwicklung lange Fristen gewähren müßte, war in unseren Augen ein Verirrter oder ein Verräter oder beides. Was wir erlebt hatten, bewies ja, daß die Institutionen, die jede Gesellschaftsordnung *über* den Menschen und *gegen* sie errichtet hatten, niemanden schützten, sondern daß sie selbst schutzbedürftig waren, sobald ihre Legitimität von jenen in Frage gestellt wurde, die sich ihnen nicht mehr unterwerfen wollten.¹⁴

Dass es sich dabei um eine vereinfachte und unzureichende Erklärung für das komplexe »Problem der Macht«¹⁵ handelt, wird dem zunächst euphorisch-revolutionären Beobachter erst aus sehr großem zeitlichen Abstand klar. Aus heutiger Sicht lässt sich das Phänomen einer plötzlichen Implosion bestehender und scheinbar unabänderlicher Machtverhältnisse, das jüngst in der arabischen Welt durch den Sturz von autoritären Herrschern wie Hosni Mubarak oder Muammar al-Gaddafi aktualisiert worden ist, eher mit soziologischen als mit psychologischen Modellen erklären – sonst hätte die Implosion ja nicht in der Regel recht schnell das Entstehen neuer, mehr oder weniger stabiler Machtgefälle zur Folge.

So hat der Kulturosoziologe Pierre Bourdieu diesen Sachverhalt mit dem Begriff der sozialen *illusio* zu fassen versucht, jener »Investition ins Spiel und die affektive Besetzung des Spiels«, die ihm zufolge dem »Funktionieren aller sozialen Felder«¹⁶ zugrunde liegt: »Der kollektive Glaube an das Spiel (die *illusio*) und den geheiligten Wert dessen, was auf dem Spiel steht, ist Voraussetzung und Ergebnis des funktionierenden Spiels zugleich.«¹⁷ Dieser »gleichsam magische«, kohäsionsstiftende »Glaubenseffekt« gilt als »paradoxeste Wirkung des Staates«, der als Institution »die außerordentliche Macht hat, eine geordnete soziale Welt hervorzubringen, [...] ohne ständigen Zwang auszuüben.«¹⁸ Setzt die erforderliche affektive Reinvestition in das soziale Spiel hingegen aus, dann kann das den Zusammenhalt eines ganzen Gemeinwesens gefährden, wie auch die Literatur längst erkannt hat – etwa Robert Musil in den essayistischen Passagen seines Romans *Der Mann ohne Eigenschaften*, wo es über den nach dem Modell der Habsburgermonarchie gestalteten romanischen Chronotopos heißt: »Kakanien war das erste Land im gegenwärtigen Entwicklungsabschnitt,

dem Gott den Kredit, die Lebenslust, den Glauben an sich selbst und die Fähigkeit aller Kulturstaaten entzog, die nützliche Einbildung zu verbreiten, daß sie eine Aufgabe hätten.«¹⁹

Dieser kollektive Glauben an die Notwendigkeit und Sinnhaftigkeit des eigenen Staates und der von diesem ausgehenden staatlichen Macht ist dem Gros der Bevölkerung in Österreich-Ungarn, ja selbst glühenden Anhängern wie Hugo von Hofmannsthal,²⁰ spätestens ab Mitte Juni 1918 abhandengekommen, wie die amerikanische Historikerin Maureen Healy gezeigt hat:

Während die Heimatfront allmählich auseinanderbrach, verloren die WienerInnen gleichzeitig ihren Glauben an das Habsburgerreich und den Krieg, den es ausfocht. Die Monarchie brach also mehr aus »internen« denn aus »externen« Gründen zusammen [...]. Der Staat war nicht nur in den Augen der nationalen Minderheiten in anderen Teilen Österreichs oder in den Köpfen der erschöpften Rückkehrer von der Front diskreditiert, sondern auch auf den Märkten, in den Zinshäusern, auf den Schulhöfen und Straßen sowie in den Gasthäusern der Reichshauptstadt. [...] Weite Teile der Bevölkerung kreideten dem Staat nun an, daß er *seinen* Pflichten nicht nachgekommen war.²¹

Dies führte dazu, dass auch die vom Staat garantierten gesellschaftlichen und besonders die militärischen Hierarchien plötzlich jegliche Autorität und Glaubwürdigkeit einbüßten – zumal sich das bisherige Führungspersonal im Weltkrieg massiv diskreditiert hatte, wie der rückblickende Bericht des österreichischen Soldaten Franz Fiala über die Umbruchszeit 1918 vor Augen führt; Fiala war nach Kriegsende an der Gründung der Wiener Roten Garde beteiligt und diente ihr als Hornist:

In den letzten Oktobertagen ging es los. Wir hatten an der Front genug mitgemacht und haßten fast alle unsere Offiziere, die uns bis aufs Blut peinigten. Haufenweise waren wir zurückgeströmt, wir schäumten vor Wut, wenn wir auf der Straße einen Offizier erblickten. Ich zog mit einer ganz kleinen Schar Soldaten und Arbeitern durch die Stadt, und wir forderten die Offiziere auf, ihre Sterne und die anderen monarchistischen Abzeichen sofort zu entfernen oder rissen sie ihnen bei einigem Zögern selbst von der Kappe oder der Brust ab. Mancher Offizier versuchte zum Säbel oder zur Pistole zu greifen. Aber die kamen nie in Verwendung, denn sofort lag seine Kappe auf dem Boden, oder er spürte ein Bajonett vor seiner Brust. Höchstens, daß einer ein paar Ohrfeigen bekam.²²

Die Berichte gleichen einander. Demnach verbreiteten die zwar meist nicht tatsächlich materiell, aber doch symbolisch marodierenden Kriegsheimkehrer, deren

psychische Hemmschwelle durch die im Weltkrieg erlebten Traumata kaum mehr existierte, unter den Angehörigen der gesellschaftlichen Eliten Angst und Schrecken. Das staatliche Gewaltmonopol war aufgehoben. Sämtliche gesellschaftlich verbürgten Schutz- und Kontrollinstanzen – insbesondere die plötzlich unsicher gewordene Polizei – ließen das Treiben tatenlos geschehen, selbst wenn es sich in einem Nobel-etablissement wie dem ersten Hotel der Hauptstadt abspielte:

So zog unsere Gruppe unter anderem ins Café Imperial. Die Gäste erhoben sich panikartig und wollten flüchten. Wir aber sagten ihnen, wir wollen nur, daß die Offiziere ihre Abzeichen ablegen. Und die einstmaligen Helden verkrochen sich unter die Tische, in die Küche und in die Klosette. Aber es kam uns keiner aus. Ein alter General weigerte sich, uns zu gehorchen. »Ich habe dem Kaiser geschworen und werde nur nach seinem Befehl handeln.« – »Was,« sagte ich ihm, »auf den Befehl des Kaisers warten Sie? Der ist schon längst kein Held mehr und ist froh, wenn man ihn in Ruhe läßt.« Die Polizei hinderte uns weder in den öffentlichen Lokalen, noch auf den Straßen. Sie hatte Furcht vor uns allen.²³

Es ist kaum zu ermessen, welche traumatisierende Wirkung solche Szenen des Herbstes 1918 auf die darin öffentlich demontierten und degradierten Funktionsträger des untergegangenen Staates hatten,²⁴ die immerhin zu den gesellschaftlichen Eliten auch der neuen Republik zählen sollten. Auch für Österreich gilt der Befund, den der irische Historiker Mark Jones für die Weimarer Republik formuliert hat: »In Ermangelung revolutionärer Gewaltexzesse wuchs dem öffentlichen Abreißen von Uniformkokarden als symbolischem Akt, der dem Ritual einer revolutionären Gründungsgewalt noch am nächsten kam, mit der Zeit der Status eines die Erinnerung an die Revolution prägenden Sinnbildes zu.«²⁵ Dabei ist es in diesem Zusammenhang relativ unerheblich, ob der Degradationserfahrung tatsächlich revolutionäre Gewalt zugrunde lag: »Ehemalige Offiziere der antirepublikanischen [...] Rechten taten sich sehr viel leichter damit, zu behaupten, sie hätten sich ihre Kokarden erst abgerissen, als sie von einem feindseligen und gewaltbereiten revolutionären ›Pöbel‹ bedrängt wurden, als zuzugeben, dass sie sie (was bei vielen der Fall war) bereitwillig und ohne die Spur eines kämpferischen Widerstands abgelegt hatten.«²⁶ Nicht zuletzt in den gleichwohl vielfach als ›wild‹ erinnerten Akten ostentativer sozialer Deklassierung wurde eine Saat für die soziale Desintegration und die stets latente Gewaltbereitschaft der folgenden Monate und Jahre gelegt. Die Umkehrung der Hierarchien war ja nur von kurzer Dauer, sodass die darin beschämten alten Eliten sich bald bitter am revolutionären Personal rächen konnten – auch das ein sozialpsychologischer Effekt der Umbruchzeit mit verheerenden Auswirkungen auf die politische Realität der Ersten Republik.

DIE GESCHLAGENEN MITTELMÄCHTE. ALLGEMEINE RAHMENBEDINGUNGEN

Obwohl wichtige Tendenzen und Strömungen der Nachkriegsentwicklung ihre Wurzeln in der Vorkriegszeit hatten, schien mit 1918 eine grundsätzlich andere, neue Zeit anzubrechen, wie etwa Max Brod rückblickend formulierte: »Der Kriegsausbruch verwandelte die Welt. Was vor 1914 lag und was dann folgte, das sah einander gar nicht ähnlich, spielte nur nominell auf derselben Erdoberfläche.«²⁷ Nicht nur für Deutschland, sondern genauso für Österreich gilt, was der Literaturhistoriker Bernhard Weyergraf ganz allgemein konstatiert hat:

Die Republik hatte nicht nur die Kriegsschulden geerbt und die Reparationszahlungen zu leisten, sie war auch mit der ›sozialen Frage‹ belastet, die das Kaiserreich zu lösen weder bereit noch imstande war, und die mit der rechtlichen Gleichstellung der Frauen, der Einführung des Achtstundentags und des allgemeinen Wahlrechts eine zunächst nur formale Antwort gefunden hatte.²⁸

Insbesondere die Begleiterscheinungen der Niederlage im Weltkrieg, die ja nicht von den neugegründeten Republiken verschuldet worden war, stellten eine gewaltige Hypothek dar – in ökonomischer und sozialer, aber auch in mentaler Hinsicht, war die Bevölkerung doch nicht von einem Tag auf den anderen eine demokratische geworden:

Mit dem Zusammenbruch verlor der Nationalismus, der August 1914 nicht nur die traditionell regimetreuen Kräfte ergriffen hatte, seine integrierende Funktion. Seine nach außen gerichtete Aggressivität kehrte sich nach innen, gegen die »Verräter« im eigenen Land, die mit ihrer Unterschrift unter den »Schandvertrag« von Versailles [bzw. Saint-Germain, N.C.W.] die Niederlage besiegelt hatten. Er wurde von nun an zur Erkennungsparole derer, die sich über alle Interessensunterschiede hinweg in ihrer Feindschaft gegen die Demokratie einig waren.²⁹

Dass – wie angedeutet – der revolutionäre Übergang von der Monarchie zur Republik für maßgebliche Teile der bisherigen Eliten einer Deklassierung gleichkam, erhöhte für diese Gruppen nicht die Attraktivität der neuen Staatsform, im Gegenteil:

Daß die Republik die Niederlage zur Voraussetzung hatte, machte ihr Scheitern fast unausweichlich. In einer Nation, der für eine demokratische Kultur jedes Verständnis fehlte, hätte der Wechsel zu einer demokratischen Staatsform auch unter günstigeren Bedingungen eine lange Phase der Gewöhnung erfordert. Der Republik blieb wenig mehr als eine Verwaltung der Kriegsfolgen, für deren Las-

ten sie und nicht die Monarchie, die den Krieg geführt und verloren hatte, zur Rechenschaft gezogen wurde.³⁰

Eine gewaltige Hypothek bestand für den mit der Niederlage assoziierten demokratischen Staat darin, dass er »sich mit den alten Machteliten arrangieren und den Kompromiß mit einer Bürokratie, Justiz und Armee suchen mußte«, die ihm »von vornherein reserviert bis ablehnend gegenüberstanden.« Dies trug der republikanischen Staatsform »die Kritik derer ein«, die sich eigentlich »zu ihrer Verteidigung berufen fühlten, während die radikale Linke sich von ihr abwandte und die Mittelschichten in Stadt und Land wiederum vor der Gefahr eines linken Umsturzes nach sowjetischem Vorbild durch die Flucht nach rechts reagierten.«³¹ Die missliche Lage, in der sich die republikanischen und demokratischen Kräfte zwischen starken Links- und Rechtsradikalen befanden, wurde bereits in den ersten Wochen nach der Revolution offensichtlich. Daneben zeigten sich schon bald Anzeichen jener allgemeinen Verrohung der Gesellschaft, die als charakteristisch für die Jahre um und nach 1918 gilt und weit über den deutschsprachigen Raum hinaus auch die Intellektuellen ergriff. Der Erste Weltkrieg hatte ja schon Aspekte eines ›totalen Krieges‹ aufgewiesen. Die teils martialische Kriegsberichterstattung und die strenge Kriegszensur bewirkten seit der faktischen Militärdiktatur durch die deutsche oberste Heeresleitung auch in Österreich-Ungarn »eine totale Mobilisierung des Bewußtseins« mit fatalen Konsequenzen für die gesamte politische Kultur: »Politische Differenzen und innenpolitischer Dissens wurden unterdrückt und ausgeblendet. Große Teile der bürgerlichen Intelligenz waren ideologisch und praktisch in die Kriegshandlungen verwickelt« gewesen.³² Diese Gruppen hatten jegliche Autonomie gegenüber der autoritären staatlichen Obrigkeit verspielt und dienten sich ihr auch noch nach dem Umsturz an.

Die durch die heftigen Debatten um eine angemessene neue Staatsform beförderte, vordem ungekannte »Politisierung des Bewußtseins« ging mit der mentalitätsgeschichtlich folgenreichen Erfahrung einher, »daß Ideologie und Weltanschauung selbst zu einem Kampfmittel werden können.«³³ Dies hatte erhebliche Auswirkungen auf die Kulturproduktion, insbesondere auf die Literatur: »Der Dichter griff nach der Politik; aber mehr ergriff die Politik den Dichter. Die Politisierung setzte bei der Verunsicherung des schriftstellerischen Selbstverständnisses an und brachte die Autoren zunehmend in Gegensatz zum eigenen Kunstsanspruch.«³⁴ Generell gilt für die Jahre um und nach 1918, dass die Massengesellschaft als *die* »Herausforderung der Moderne« fast durchgehend »als Bedrohung empfunden« wurde – auch und gerade für eine auf Differenzierung pochende Kultur, die sich dagegen als Betätigungsbereich des gefährdeten Individuums zu behaupten hatte: »Den Idealen der Demokratie wurde eine zersetzende Dynamik zugeschrieben: Freiheit als Bindungslosigkeit, Gleichheit als Niveaulosigkeit, Solidarität als Zusammenschluß gegen das

Bestehende.«³⁵ Es ist das Vorherrschen dieser grundsätzlich antidemokratischen oder zumindest äußerst demokratiekritischen Haltung, die das Jahr 1918 von 1945 – der nächsten Niederlage in einem noch verheerenderen Weltkrieg – abhebt und zu einer regelrechten »Krise der Intellektuellen«³⁶ führte. Herkömmliche Vorstellungen von Humanismus und sozialem Ausgleich erschienen vielen von ihnen als hoffnungslos veraltet und überholt, jedenfalls nicht mehr als erstrebenswert, während radikales Gebaren mediale Beachtung verhielt:

Eine weitere psychohistorische Konsequenz des Krieges ist eine in diesem Maß unbekannt Aufmerksamkeit des öffentlichen Bewußtseins für die Aktualität. In der Literatur verrät sich dieser Wandel in einem beispiellosen Schub »aktueller«, auf die eigene Zeit und Gegenwart bezogener Schreibweisen und Themen. Die »operative« Tendenz der literarischen Produktion ist selber nur ein Sektor dieser Entwicklung, bei der die Massenmedien eine zentrale Rolle spielten.³⁷

Sie schlägt sich etwa direkt in den (sub-)literarischen Genres nieder, die 1918/19 in besonderer Nähe des damals noch unangefochten vorherrschenden, traditionellen Massenmediums Zeitung operierten, wie dem Tagebuch, der Reportage oder dem Feuilleton, aber bald auch in Anekdoten und Polemiken. Zahlreiche Schriftsteller betätigten sich als Essayisten und Propagandisten für eine ganz konkrete politische Agenda, wobei sie häufig keinen Wert darauf legten, prinzipiell Gesprächsfähigkeit und Konsensbereitschaft auch mit ideologischen Gegnern zu bewahren. Diese mentalitätsprägende Hypothek kann in ihrer ideologisch-politischen Tragweite kaum überbewertet werden:

Der Krieg hatte keine der sozialen, politischen und künstlerischen Ideen unberührt gelassen und die Gesellschaft in einer unvorhersehbaren Weise polarisiert. Wenn es Einhelligkeit gab, die über die sich nun vertiefenden politischen und weltanschaulichen Gräben hinwegreichte, so bestand sie darin, daß sich die bürgerliche Ordnung der Vorkriegszeit überlebt habe und etwas anderes an ihre Stelle treten müsse.³⁸

Insgesamt resultiert aus den skizzierten und weiteren Faktoren eine »Unfähigkeit, die Niederlage zu verstehen«, was – neben anderem – die Wurzeln des Zweiten Weltkriegs bildete. So könnte man formulieren, 1918 sei gerade keine »Kultur der Niederlage« entstanden, um eine prägnante Begriffsprägung Wolfgang Schivelbuschs gegen dessen wohl wichtigstes Beispiel zu wenden.³⁹ In direktem Zusammenhang damit ist auch die anhaltend geringe Akzeptanz der neuen demokratischen Verfassungen in Deutschland und Österreich zu verstehen:

Auch bei ihren Befürwortern war die innere Zustimmung zur Demokratie gering. Wer zu ihr nicht in Opposition stand, wollte sie doch anders, als sie den Umständen nach sein konnte. [...] Daß die Republik Zustimmung allenfalls bei wenigen Schriftstellern fand, die ihr Metier mit Reflexion und Selbstreflexion verbanden, entsprach ihrer realen Anerkennung in der Bevölkerung. Symptomatisch ist, daß der Wortprägung »Gefühlssozialist« (Leonhard Frank) der Begriff »Vernunftrepublikaner« gegenübertrat, in dem doch immer die Vorstellung vom kleineren Übel mitschwang.⁴⁰

Gleichwohl sahen sich die Intellektuellen und Künstler mehr denn je zu öffentlichen Stellungnahmen veranlasst: »Das Sendungsbewußtsein der Künstler und Schriftsteller erreichte seinen Höhepunkt. Ihren Aufrufen, Pamphleten war eine sozial- und kulturrevolutionäre Komponente gemeinsam. Das Wort Revolution nahm ebenso viele Bedeutungen an, wie es Denk- und Gefühlslagen des zeitgenössischen Bewußtseins gab.«⁴¹ Die hochgespannten Erwartungen gleich welcher Couleur in eine revolutionäre Erneuerung, die sich mit wachsendem Abstand vom Kriegsende allmählich auch unter konservativen Dichtern breit machten – man denke nur an die Konjunktur des 1927 durch Hugo von Hofmannsthal geprägten Begriffs der »Konservativen Revolution« –, begünstigten freilich bald die Verbreitung eines Gefühls der Enttäuschung und der radikalen Ablehnung jedes gesellschaftlichen *status quo*.⁴² Doch hatten diese negativen Affekte noch weitere Ursachen: »Die Welterneuerungspläne scheiterten auch am Auftauchen einer sehr viel komplexeren Weltlage. Das Schema von Katastrophen und Wiedergeburt war eschatologisch, nicht politisch.«⁴³ Indem eschatologisches Denken als quasi religiöse »Lehre von den letzten Dingen« und Verheißung des »Anbruchs einer neuen Welt« ins Metaphysische ausgriff, verdeckte und ersetzte es reelle politische Optionen durch ideologische Dogmatik.

DER »STAAT, DEN KEINER WOLLTE«. BESONDERHEITEN DER ÖSTERREICHISCHEN SITUATION

Die Republik Deutschösterreich war mit 6,5 Millionen Einwohnern als »Staat, den keiner wollte« – so Hellmut Andics' bekannte Formel⁴⁴ – ein nach den Sezessionen der Ungarn, Nord- und Südslawen und kleinerer »Minderheiten« übriggebliebener deutschsprachiger Restbestand der Habsburgermonarchie, einer europäischen Großmacht mit fast 53 Millionen Einwohnern. Der neue Staat hatte in seiner ungewohnten Kleinheit nicht nur empfindliche mentale, sondern auch handfeste ökonomische Schwierigkeiten zu meistern: Wirtschaftlich war man von den Industriegebieten Böhmens und der Landwirtschaft Ungarns plötzlich abgetrennt, wodurch ein über

Jahrhunderte gewachsener Wirtschaftsraum ohne Kompensation zerrissen wurde. Im Unterschied zur ›deutschen‹ Weimarer Republik existierte kein verbindendes ›österreichisches‹ Nationalbewusstsein, sondern nur der unerfüllte Wunsch eines ›Anschlusses‹ an Deutschland quer durch alle politischen Lager (mit Ausnahme der Kommunistischen Partei). Die Niederlage im Krieg sowie die Erfahrung des Verlustes sozialer Privilegien stellten für die heimkehrenden Offiziere eine tiefsitzende symbolische Kastration dar, die durch ökonomische Verlustängste zusätzlich gesteigert wurde, wie der Wiener Literaturwissenschaftler Wendelin Schmidt-Dengler gezeigt hat:

Daß den Offizieren und Soldaten der geschlagenen Armee bei ihrer Rückkehr nach Wien im Spätherbst 1918 die Kokarden heruntergerissen wurden, gehört zum stehenden Motivinventar der Nachkriegserzählungen. Das war nicht nur ein symbolischer Akt, sondern bedeutete mit dem Verlust der militärischen auch den der männlichen Identität. Die Uniform abzulegen und ein Zivilistendasein führen zu müssen, kam einem Absturz gleich, dem aber [im Unterschied zu Deutschland, N.C.W.] meist nicht der Wunsch folgte, tatkräftig die Größe von einst wiederzugewinnen und Macht nach außen zu demonstrieren. Es ging eher um die nostalgische Wiederherstellung des Zaubers der Montur, sei es in der Operette, in der meist so agiert wird, als hätte es 1918 nie gegeben, sei es in Erzählungen und Theaterstücken, in denen die Treue zu militärischen Symbolen als zeitlos gültige Verpflichtung jeder Veränderung zum Trotz angesehen wird. Neben der Fahne gewinnt vor allem die Uniform an spirituellem Kurswert. Je tiefer der Wert der realen Valuta sinkt, um so höher steigt der symbolische Kurswert von Fahne, Standarte und Uniform [...].⁴⁵

Versteht man mit Hermann Broch die Uniform als »zweite, dünnere Haut des Menschen«, die für ihre Träger die »Aufgabe« erfüllt, »die Ordnung in der Welt zu zeigen und zu statuieren«,⁴⁶ oder gar mit Alfred Polgar den k. u. k. Untertan als eine »Fortsetzung der Uniform nach innen«,⁴⁷ dann lässt sich ansatzweise ermessen, wie befreiend einerseits für viele ›einfache‹ Soldaten das Herunterreißen der Kokarden und militärischen Rangabzeichen im November 1918 sein, als wie traumatisch es hingegen von Angehörigen höherer Chargen empfunden werden musste. In der österreichischen Literatur und Publizistik der Zwischenkriegszeit spielt die Uniform bzw. ihre Pflege, Verehrung und ›Schändung‹ deshalb eine maßgebliche Rolle.⁴⁸

Angesichts dieser und weiterer ungelöster Probleme spricht Schmidt-Dengler von der österreichischen Ersten Republik als einem Konfliktfeld, »das zwar an die Weimarer Republik erinnert, aber grundverschiedene soziale und ideologische Voraussetzungen für die Literatur schuf.«⁴⁹ Besonders eingehend widmete sich der in den

USA lehrende, frühverstorbene Literaturhistoriker Friedrich Achberger den Parallelen und Unterschieden zwischen den neuen deutschsprachigen Republiken um und nach 1918:

[B]eide Gesellschaften gleichen sich in der Erfahrung von Revolution und Inflation, gesellschaftlicher Polarisierung und Unsicherheit im Gebrauch der Demokratie. Freilich sind Unterschiede zu konstatieren, etwa der wesentlich tiefere und traumatischere Einschnitt zwischen Monarchie und Republik in Österreich, nicht nur geographisch und administrativ, sondern eben auch in der Frage der nationalen Identität. Und während die deutsche Revolution sich schärfer und dramatischer entwickelt (Spartakus, Münchner Räterepublik, Ruhrkämpfe) als die österreichische, trägt das physische Nebeneinander der rivalisierenden gesellschaftlichen Mächte in Wien (sozialdemokratische Stadt, antisozialistischer Regierungssitz) zu einer verschärften Polarisierung bei. Ein Zug jedoch kettet die Erste Republik Österreich an die Weimarer Republik: der Anschlußwunsch, für den wohl in jeder Phase der zwei Jahrzehnte Zwischenkriegszeit eine solide Mehrheit unter den 6,5 Millionen Einwohnern zu finden gewesen wäre, der jedoch bis zu Hitlers Machtlösung am 12. März 1938 immer wieder durch Interventionen von außen (Frankreich, Italien) und von innen (Christlich-Soziale Partei) unterbunden wurde, und der erst seit 1945 tatsächlich »erledigt« ist.⁵⁰

Nicht einfach zu klären ist Achberger zufolge »das Problem der österreichischen Revolution«.⁵¹ Gab es denn da überhaupt eine wirkliche Revolution und welchen Bezug hatte sie zur Literatur? Was die Beantwortung der ersten, historischen Frage betrifft, so herrscht in der Forschung weitgehende Einigkeit darüber, dass man mit Blick auf die Ende 1918 erfolgten Umbrüche mit guten Gründen von einer politischen Revolution sprechen kann, allerdings kaum von einer sozialen.⁵² Weitaus geringerer Konsens besteht bisher über die zweite, literaturgeschichtliche Frage, und dies allein schon deshalb, weil sich noch kaum jemand eingehender mit ihr beschäftigt hat. Spätestens mit dem Jubiläumsjahr 2018 liegt eine Vielzahl von brauchbaren Darstellungen zur Verfassungs-, Politik-, Kultur- und Gesellschaftsgeschichte der untergehenden Habsburgermonarchie sowie der (frühen) Ersten Republik vor,⁵³ nicht aber eine Untersuchung mit spezifischem Fokus auf Literaten und Intellektuelle, wie sie dieses Buch anstrebt.⁵⁴ Das Besondere an der Wiener Revolution, die in mancher Hinsicht an die parallelen Vorgänge in München erinnert, liegt ja darin, dass sich hier recht prominente Autoren – zumindest aus heutiger Sicht – in herausgehobener Position an den politischen Aktivitäten beteiligten, die zum Ende der habsburgischen Herrschaft, zur Ausrufung der Republik sowie zur Propagierung oder Vereitelung radikalerer politischer Optionen führten: Dazu zählt etwa die von Franz Werfel

sekundierte Gründung der Wiener Roten Garde unter anderem durch den späteren ›rasenden Reporter‹ Egon Erwin Kisch. In den Tagen und Wochen des Umsturzes agierten auch Franz Blei und Albert Paris Gütersloh sowie – weniger öffentlichkeitswirksam – Leo Perutz und angeblich sogar Robert Neumann im Umfeld der Roten Garde, wobei das Ausmaß an persönlichem Engagement variierte und zum Teil nach wie vor strittig ist.

Andere Zeitgenossen wie Robert Musil, Arthur Schnitzler oder Karl Kraus kommentierten die revolutionären Ereignisse distanziert bis sarkastisch, wobei ihre aus unterschiedlicher Nähe erfolgten, häufig ironischen Kommentare durchaus literarische Qualitäten aufweisen. Vollends einen künstlerischen oder zumindest dokumentarischen Anspruch vertraten die rückblickenden erzählerischen Gestaltungen der Wiener Revolution durch Franz Werfel, Franz Blei, Karl Paumgarten und Anton Kuh, die sich aus ganz unterschiedlichen politischen Perspektiven darstellerischer Formen und Techniken der Elegie, Komödie, Satire oder Posse bedienten, um die eminente Theatralität revolutionären Handelns mit literarischen Mitteln einzufangen und bewerten zu können. Sehr früh etablierte sich jedenfalls der Topos der österreichischen Revolution als ›unernstes‹ Schauspiel, ja als Farce und Spielboden schriftstellerischer Selbstinszenierung. Aus dem historischen Abstand wird aber zugleich die große Angst und Unsicherheit offensichtlich, in die sich die Intellektuellen und Mitglieder der literarischen Intelligenz Österreichs zu Beginn der Ersten Republik geworfen sahen – nicht allein in kulturpolitischer und ökonomischer Hinsicht, sondern auch bezüglich der weiteren Entwicklung Europas insgesamt sowie des eigenen, dramatisch geschrumpften Staates im Besonderen. Eine Richtung der Entwicklung war noch überhaupt nicht abzusehen. Bezeichnend ist in diesem Zusammenhang der Umstand, dass die Debatten und Auseinandersetzungen der Literaten über die Ausgestaltung des neuen Staatswesens nicht nur zwischen ›links‹ und ›rechts‹, zwischen ›progressiv‹ und ›konservativ‹ geführt wurden, sondern mindestens genauso heftig auch als Kämpfe innerhalb des ›linken‹ Lagers.

Dieses Buch stellt biografische, essayistische und literarische Texte über das Ende der Habsburgermonarchie und – zentraler noch – den damit einhergehenden gesellschaftlichen und kulturellen Umbruch zur Ersten Republik vor und unterzieht sie einer textnahen und kontextuellen Analyse. Untersucht werden im ersten Teil Quellen wie Zeitungsartikel, Briefe, Notizen und Tagebucheinträge, die es erlauben, den damaligen beschränkten Informationsstand zu rekonstruieren und dabei zu unmittelbaren Eindrücken und überraschenden Einsichten in die Hoffnungen und Sorgen der Zeitgenossen zu gelangen. Andererseits treten – aus wachsender zeitlicher Distanz – im zweiten Teil neben Reportagen, Feuilletons u. a. auch literarische Werke im engeren Sinn wie Erzählungen, Romane, Autobiografien und Gedichte etablierter und weniger kanonisierter Autoren in den Fokus. Die Gattungsvorgaben

und Erzählkonventionen der Texte wirken dabei ganz wesentlich mit an der Art und Weise, *wie* Geschichte narrativ gestaltet wird. Dies vor Augen zu führen, ist eine zentrale Absicht des zweiten Teils dieses Buches. In den Blick genommen wurden insgesamt freilich nur Ereignisse und Entwicklungen, die unmittelbar mit dem revolutionären Umbruch und der Problematik von dessen politischer Ausgestaltung zu tun haben. Unterbelichtet bleiben hingegen Fragen nach gesellschaftlichen Folgen und Implikationen des staatsrechtlichen Neuanfangs wie etwa die Debatte um die Stellung der Frau in der neuen Republik, die in die am 12. November 1918 beschlossene Einführung des Frauenwahlrechts münden sollte. Eine Berücksichtigung dieser zweifelsohne wichtigen Thematik, die auch mit einem verstärkten öffentlichen Engagement weiblicher Intellektueller einherging, hätte den zur Verfügung stehenden Rahmen endgültig gesprengt.

Die Darstellung soll nicht rein chronologisch, sondern in aspektgeleiteten Kapiteln erfolgen. Angestrebt wird erstmals eine monografische Darstellung der österreichischen, vor allem aber der Wiener Gesellschafts-, Kultur und Literaturgeschichte jener spannenden Umbruchmonate im Herbst/Winter 1918/19. Thematisch ist die Untersuchung in gewisser Weise ein Seitenstück zu Volker Weidermanns Buch über die Rolle der Literaten bei der Münchner Revolution und Räterepublik,⁵⁵ wengleich der hier vertretene Anspruch mehr als dort auch in der bisher kaum erfolgten wissenschaftlichen Dokumentation besteht. Das Ziel der Arbeit ist dabei keine monologische historische ›Meistererzählung‹, sondern der Versuch, mittels zahlreicher historischer Zitate die damals herrschende Vielfalt der Stimmen, Ansichten, Urteile und Perspektiven einzufangen und für die interessierte Nachwelt zu dokumentieren.